

Hierzulande herrschen seltsame Regeln: Ein guter Migrant ist, wer aufgeklärt über Frauenunterdrückung, Islamismus und Demokratiefähigkeit spricht. Ein guter Jude, wer stets zu Antisemitismus, Holocaust und Israel Auskunft gibt. Dieses Integrationstheater stabilisiert das Bild einer geläuterten Gesellschaft – während eine völkische Partei Erfolge feiert. Max Czolleks Streitschrift entwirft eine Strategie, um das Theater zu beenden: Desintegration.

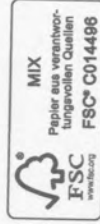
MAX CZOLLEK, Jahrgang 1987, studierte Politikwissenschaften an der FU Berlin und promovierte im Anschluss am Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung. Seit 2009 ist er Mitglied des Lyrikkollektivs »G13«, organisiert gemeinsame Lesetouren und Veröffentlichungen und ist Kurator des internationalen Lyrikprojekts »Babelsprech«. Außerdem ist er Mitherausgeber der Zeitschrift »Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart«. Er lebt und arbeitet in Berlin.

Max Czollek DES- INTEGRIERT EUCH!

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Für meine Mutter



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

2. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2020
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München,
nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

JT · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71914-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

INHALT

Einleitung: Desintegriert Euch!	7
Gedächtnistheater. Die inszenierte Erinnerung	19
Normalität Reloaded. Schlaaaaaand	35
Die frühen Jahre. Die Integration der Nazis	47
Integrationstheater! Leitkultur und Heimatministerien	63
Das deutsche Begehren. Von der Funktion der Juden	77
Wowschwitz, oder: Darf man über Auschwitz lachen?	93
Alternativen für Deutsche.	
Was wir von der AfD lernen können	107
»No Integration!« Desintegration und ihre Vorläuferinnen	123
Like they do in Babylon. Innerjüdische Vielfalt	139
Inglourious Poets. Rache als Selbstermächtigung	155
Die Hölle Ahasvers, oder: Es wird nie wieder alles gut	173
Der Anfang ist nah. Desintegrat[i]r!	183
Literatur	196

EINLEITUNG: DESINTEGRIERT EUCH!

Mit diesem Buch halten Sie kein bewegendes biographisches Zeugnis in der Hand. Es geht nicht um die Geschichte meiner Familie, nicht darum, wie ein Teil von ihr vernichtet wurde, nicht um das wundersame Überleben meines jüdischen und kommunistischen Großvaters, nicht um das Leben seiner Frau und Kinder in der DDR. In diesem Buch geht es auch nicht um meine Erfahrungen mit Antisemitismus und ebenso wenig um mein Verhältnis zu Israel. Denn Sie alle kennen diese Geschichten bereits. Sie können sie nachlesen, im Kino sehen, bei Klezmer-Konzerten hören oder im Theater erleben. Es ist Ihnen vielleicht nicht bewusst, aber Sie wissen bereits alles über Judenliteratur, Judemusik und Judenbiographien. Sie brauchen es nur nachzuschlagen.

Dieser Text wird anders vorgehen. Er ist der mal unterhaltende, mal bedrückende Versuch, das deutsche Bild von den Juden zu analysieren - und zu fragen, was überhaupt die lebenden Juden und Jüdinnen mit diesem Bild zu tun haben. Ich glaube nämlich, dass die öffentliche Repräsentation von Juden und Jüdinnen mehr über die Selbstwahrnehmung der deutschen Gesellschaft verrät als über das Judentum. Und diese Gesellschaft erhebt seit der Wiedervereinigung zunehmend einen Anspruch auf Normalisierung. Alles wieder gut? Diese Vorstellung ist durch die politischen Entwicklungen der letzten Zeit noch fragwürdiger geworden, als sie es ohnehin schon war. AfD, Pegida, NSU: Es gibt wenig in diesem Land, das ich für normal halte. Das zeigt sich ebenso am eigenartigen Verhältnis von Juden und Deutschen wie an der grundsätzlichen Art und Weise, in der hierzulande über

Zugehörigkeit diskutiert wird. Von beidem handelt dieses Buch.

Wenn ich Ihnen, geschätzte Leser*innen, also »Desintegriert Euch!« zurufe, dann will ich damit auch jenen positiven deutschen Nationalismus problematisieren, der sich hinter Konzepten wie deutscher Leitkultur, jüdisch-christlichem Abendland oder der Gründung eines Heimatministeriums verbirgt. Ich werde eine Kritik dieser Vorstellungen aus einer jüdischen Perspektive formulieren. Das schließt die Analyse des sich wandelnden deutschen Selbstbildes in den vergangenen Jahrzehnten mit ein. Wer von den Juden und Jüdinnen in Deutschland reden will, der darf auch von den Deutschen in Deutschland nicht schweigen.

Wer ist heute Jude in Deutschland? Wer eine jüdische Mutter hat? Wer eine jüdische Biographie vorweisen kann? Wer gute Witze erzählt? Wer Verwandte in Israel hat? Wer statt Ostereiern eine Woche lang staubtrockenes Brot isst? Wer die Romane Philip Roths kennt, alle Staffeln *Seinfeld* geguckt hat und sich ein Poster des jüdischen Rappers Drake ins Zimmer hängt? Ist man Jude, weil man neurotisch ist? Oder ist man neurotisch, weil man Jude ist? Ist man Jude, weil die eigene Familie in Auschwitz war? Weil man mit blonden Menschen schlafen möchte? Oder weil blonde Menschen mit einem schlafen möchten? Ist man Jude, weil man Nazis die Köpfe einschlagen will? Ist man Jude, weil man darüber nachdenkt, was es bedeutet, Jude zu sein?

Wer heute Jude in Deutschland ist, das entscheiden die Juden und Jüdinnen nicht allein. Es geht nicht um ihre eigene kulturelle und intellektuelle Positionierung, nicht um ihren persönlichen Bezug zu Religion, Ethnie oder Geschichte. Vielmehr sind »die Juden« von heute Figuren auf der Bühne

des deutschen *Gedächtnistheaters* – ein Begriff, den der in Berlin lebende Soziologe Y. Michal Bodemann 1996 mit seinem gleichnamigen Buch eingeführt hat.¹ Bodemann bezeichnet damit die eingespielte Interaktion zwischen deutscher Gesellschaft und jüdischer Minderheit. Die Judenrolle folgt dabei einem Skript, das den Titel »Die guten Deutschen« trägt. Denn das ist seit Jahrzehnten die Funktion der Juden in der Öffentlichkeit: die *Wiedergutverdingung der Deutschen*² zu bestätigen.

2016 betrug die Zahl der in jüdischen Gemeinden eingetragenen Mitglieder knapp 100 000.³ Ich würde noch einmal dieselbe Menge außerhalb der Gemeinden draufschlagen und komme auf 200 000 derzeit in Deutschland lebende Juden und Jüdinnen. Bei 82,5 Millionen Einwohner*innen sind das 0,24 Prozent der Bevölkerung. Diese Menschen wurden teilweise in Deutschland geboren, kommen aber auch aus Russland oder Osteuropa, Israel, dem Jemen, Äthiopien, dem Irak, Frankreich oder den USA. Auch viele meiner jüdischen Freund*innen sind in den letzten Jahren aus der ganzen Welt nach Deutschland gezogen. Einige von ihnen haben keine familiäre Verbindung zur Shoah. Gott sei Dank. Sie können auch nicht alle Klarinette spielen. Oder Geige. Stattdessen bringen sie Geschichten mit, die den Erwartungen der jüdischen und nichtjüdischen Öffentlichkeit nicht entsprechen. Die damit einhergehende Vielfalt jüdischer Geschichten kann die anhaltend hohe Nachfrage nach ganz bestimmten Jüdenfiguren kaum decken. Uns allen sind für diese Vielfalt noch keine Ohren gewachsen. Das gilt auch für die jüdischen Institutionen in diesem Land, die ihre Rollen im Gedächtnistheater nur zögerlich reflektieren oder gar verändern wollen.

Das Gedächtnistheater erzeugt also die Nachfrage nach

bestimmten Judenfiguren, die bestätigen sollen, dass die deutsche Gesellschaft ihre mörderische Vergangenheit erfolgreich verarbeitet hat. Ein Resultat ist, dass die öffentliche Sichtbarkeit der verhältnismäßig wenigen Juden und Jüdinnen in Deutschland zugleich bemerkenswert hoch und bemerkenswert eingeschränkt ist. Aber auch andere Gruppen sind einem ähnlich dominanten Erwartungsdruck ausgeliefert, etwa Muslim*innen, die sich permanent zu Geschlechtern, Terror und Integration äußern müssen und damit als Gegenbild zum Selbstverständnis der toleranten und aufgeklärten Deutschen dienen. In beiden Fällen wird die Minoritenrolle von einer Position aus befragt, die unbenannt und darum unsichtbar bleibt. Ich bezeichne diese Dominanzposition als „Achtung: deutsch“. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass jüdische Menschen oder Muslim*innen keine deutschen Staatsbürger*innen sind. Im Gegenteil, ich sehe in ihnen einen der wenigen Hoffnungsschimmer für dieses Land. Doch hat die gesellschaftliche Rollenzuschreibung zur Folge, dass Perspektiven und Erfahrungen ausgeblendet werden, sobald sie den *deutschen* Erwartungen nicht entsprechen. Solange es also keinen *Zentralrat der Deutschen* gibt, der sich von Terroranschlägen deutscher Terroristen distanziert, ist für die kritische Reflexion der unterschiedlichen Sprecher*innenpositionen diese Markierung unerlässlich: Juden, Muslim*innen und Deutsche, wobei ich mich in diesem Buch auf die Gegenüberstellung von Juden und Deutschen konzentriere.

Befrage ich auf den kommenden Seiten die Funktion von Juden und Jüdinnen in Deutschland, dann möchte ich damit auch die Schneekugel des deutschen Selbstverständnisses kräftig durchschütteln. Ich bin nämlich der Meinung, dass

die Deutschen ihre Verantwortung für die Vergangenheit gründlich missverstanden haben, als sie sich jahrzehntelang eine neue Normalität herbeiphantasierten. Allerspätestens mit der Wahl der AfD in den Bundestag ist das unübersehbar geworden. Ich denke, es lässt sich eine Linie vom schwarzrot-goldenen Exzess der WM 2006 zur Bundestagswahl 2017 ziehen, was selbstredend nicht der vorherrschenden Deutung entspricht. In den Feuilletons wurde die Weltmeisterchaft damals als Ausdruck eines positiven Nationalismus, einer neuen deutschen Unbeschwertheit gefeiert, und auch heute mag man nicht so recht von der stolz die eigene Schuler klopfenden Deutung lassen. Das hat die Einrichtung eines Heimatministeriums noch einmal doppelt unterstrichen. Im Jahr 2018 wenden sich gewählte Volksvertreter wieder öffentlich an »das deutsche Volk« und schließen dabei bewusst Menschen aus, die zwar einen deutschen Pass, aber den falschen Glauben haben. Das ist Normalität in Deutschland.

Sie merken schon: Dieses Buch ist keineswegs in der Absicht geschrieben, seine Themen möglichst unparteiisch und von allen Seiten zu betrachten. Ich spreche nicht von einer neutralen Position aus, sondern als Lyriker, Berliner und Jude. In wechselnder Reihenfolge. Die Geschichte der Nachkommen der deutschen Täter*innen interessiert mich vor allem, wo sie mich betrifft. Ich habe für diese Perspektive aber keine besondere Empathie und kann und mag mich dem Ruf nach Verständnis für das Leid des geplagten deutschen Nationalbewusstseins nicht anschließen. Als der SPD-Politiker Sigmar Gabriel in Reaktion auf die Wahlerfolge der AfD kurz vor Weihnachten 2017 die positive Setzung von Heimat und Leitkultur forderte, war das für mich kein politischer Pragmatismus, sondern Symptom eines Wetterumschwungs.

Nach Jahren der offiziellen Flaute hat der Wind auch in der großen Politik wieder auf National gedreht. Die AfD ist dabei nur ein Nebenschauplatz. Ihr Einfluss gleicht dem einer Indikatorkorflüssigkeit, die man in das deutsche Parteienspektrum gegeben hat. Plötzlich färbt es sich braun.

Angesichts dieser Situation kann ich mir zwei Reaktionen vorstellen: Brücken der Empathie in das gegnerische Lager zu schlagen oder die eigene Position auszubauen. Brücken interessieren mich in diesem Buch nicht. Wenn ich hier über die Gegenwart des deutsch-jüdischen Verhältnisses und also über Deutschland schreibe, dann geht es mir vor allem um die Schärfung meiner und unserer intellektuellen Instrumente. Die AfD und ihre Wähler*innen erachte ich als politische Gegner*innen, die ich ernst nehme. Ich glaube nicht, dass sie und ich uns missverstehen. Und ich glaube auch nicht, dass wir viel miteinander zu reden hätten. Das ist nicht so banal, wie es klingt in einer Zeit, in der die Wähler*innen der AfD von allen großen Parteien umworben werden. Plötzlich, scheint es, haben alle schon immer gewusst, dass es ein Fehler war, nicht ununterbrochen über Heimat und Leitkultur zu sprechen.

Die Zurückweisung von Brücken, roten Teppichen und Freundschaftsanfragen hinein in das neurechte politische Lager aller heimatverliebten und stolzen Deutschen bedeutet natürlich nicht, dass ich für dieses Buch der Beschäftigung mit rechten Denker*innen ausgewichen wäre. Ganz und gar nicht. Nach der Lektüre solcher Blockbuster wie *Metapolitik*⁴ von Thor von Waldstein, *Firnis Germania*⁵ von Rolf Peter Sieferle oder *Mit Linken leben*⁶ von Caroline Sommerfeld und Martin Lichtmesz musste ich dann allerdings mein Studium

am Institut für Staatspolitik, das zu einem Lieblingsziel investigativer Klassenfahrten der Leitmedien geworden zu sein scheint, auf später verschieben.

Will heißen: Auch ich halte es für wichtig, den politischen Gegner zu studieren, bevor man sich über ihn lustig macht. Erstens macht das den Witz erfüllender, weil man ihn sich erarbeitet hat. Und zweitens macht es die Intervention präziser, weil man den Gegner besser kennt. Doch angenehm war die Lektüre in vielerlei Hinsicht nicht. Nachdem ich die Bücher im Internet bestellt hatte, versorgte mich Google's Algorithmus beispielsweise prompt mit Wehrmachtsaccessoires von EDEKA, Links zu Donald Trumps Wahlkampfreden und der Einladung einer Brandenburger Therme, am 9. November zur romantischen Kristallnacht vorbeizukommen. Gerne auch mit Partnerin.

In ihrem 2017 veröffentlichten, wirklich nervigen Buch *Mit Linken leben* versuchen Lichtmesz und Sommerfeld, ihre politische Haltung als vermeintlichen Realismus zu kaschieren. Die Linken lügen sich demnach die Welt zurecht, während Rechte »die Vernunft, die Moral, die Fakten und den Realismus auf [ihrer] Seite haben«⁷. Dem möchte ich erwidern, dass dieses Buch viel realistischer ist als *Mit Linken leben*. Denn einerseits ist die gesellschaftliche Realität eine der sexuellen, politischen, weltanschaulichen und körperlichen Vielfalt, andererseits gebe ich gerne zu, dass ich die gesellschaftliche Vision »ethnischer und kultureller Homogenität«⁸ ablehne und dieses politische Ziel nicht teile. Bei den Vertreter*innen der Neuen Rechten hingegen kann ich weder eine Anerkennung der realen gesellschaftlichen Vielfalt noch ein Mindestmaß an Ehrlichkeit erkennen – um von der gesellschaftsfil-

chen Vielfalt zu einem ethnisch und kulturell homogenen Deutschland zu gelangen, bedarf es der ethnischen und kulturellen Reinigung. Sollten die Rechten das zugeben, können wir reden. Damit fängt es an.

Wenn das klar ist, dann ist auch klar, dass ich niemanden stehen gelassen habe. Ich habe nicht versäumt, mich um jemanden zu kümmern. Diejenigen, die in den letzten Jahren nach rechts geschwenkt sind, wollten von Anfang an nicht auf meinem Fahrrad mitfahren. Falls also mein Lektor oder irgendwer aus der Werbeabteilung meines Verlages auf die Idee kommen sollte, mich nach meinem Zielpublikum zu fragen, dann möchte ich auch das gleich hier im Vorwort festhalten: Ich wende mich an alle, die mir und meinen Freund*innen und Verbündeten *nicht* die Existenz in diesem Land absprechen wollen. Und die Grundlage dieser unserer Existenz ist nun einmal eine plurale und demokratische Gesellschaft. Wir werden diese Gesellschaft nicht so einfach aufgeben – und darum können und werden wir nicht zulassen, dass völkisches und nationalistisches Denken den Diskurs über Zugehörigkeit dominiert.

Ich schließe also bis auf weiteres die 12,6 Prozent AfD-Wähler*innen der letzten Bundestagswahl von meinem Zielpublikum aus. Deshalb geht es mir auch nicht darum, sie zu provozieren, wenn ich das Gender-* verwende. Vielmehr ist das Sternchen ein Versuch, darauf zu verweisen, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt, wie übrigens auch das Verfassungsgericht im Jahr 2017 anerkannt hat. Bei der Benennung der jüdischen Akteur*innen werde ich das leider etwas anders handhaben müssen. Da Jüd*innen grammatikalisch falsch ist, schreibe ich *Juden und Jüdinnen*, worunter ich ausdrücklich auch die Pluralität der Geschlechter im Judentum

einbeziehen möchte. Den Begriff *Juden* wiederum verwende ich nur, wenn ich die ihnen zugewiesene abstrakte Rolle im Gedächtnistheater meine. Die Idee dabei ist: Das Judentum setzt sich aus unterschiedlichen konkreten Juden und Jüdinnen zusammen. Das Gedächtnistheater dagegen handelt immer nur von Juden und Deutschen.

Der zentrale Begriff dieses Buches ist die *Desintegration*. Desintegration ist, das liegt schon im Wort selbst, eine Erwiderung auf die beständig vorgetragene politische und gesellschaftliche Forderung nach Integration. Der Begriff zielt aber nicht nur auf eine Unterstützung derjenigen, die als Türk*innen, Asylant*innen, Nafris, Muslim*innen, Wirtschaftsflüchtlinge oder Migrant*innen adressiert werden. Wenn ich vom *Integrationsdenken* oder vom *Integrationsparadigma* schreibe, dann meine ich die Konstruktion eines kulturellen und politischen Zentrums, das sich implizit oder ausdrücklich als *deutsch* versteht. Ich behaupte, dass das Denken in Kategorien der Integration und Leitkultur die Phantasien von ethnischer Homogenität und kultureller Dominanz nicht nur nicht verhindern kann, sondern seinen Anteil daran hat, dass diese Konzepte nicht auf dem Schrottplatz der Geschichte bleiben, auf den sie gehören. Mit dem Konzept der Desintegration schlage ich ein Gesellschaftsmodell vor, das solche neovölkischen Vorstellungen unmöglich macht.

Das Programm der Desintegration zielt zugleich auf ein jüdisches und ein gesamtgesellschaftliches Anliegen: auf die konkrete Art und Weise, wie Juden und Jüdinnen im deutschen Gedächtnistheater benutzt werden – und auf die Einsicht, dass die Überwindung des Gedächtnistheaters nicht ohne eine grundlegende Kritik am Integrationsdenken gelingen wird. Aber auch von der anderen Seite betrachtet, wird

eine Falafel daraus: Jedes Integrationsdenken behauptet ein Zentrum, das schon lange nicht mehr der gesellschaftlichen Realität entspricht, in der ich oder meine Freund*innen leben. Die Realitätsferne der Integrationsforderung zeigt sich besonders deutlich im beständig wiederkehrenden Gewese um die deutsche Leitkultur. Dieses Phantasma wird derzeit auch mittels der Behauptung einer jüdisch-christlichen Tradition und einer mustergültigen Auseinandersetzung mit der Judenvernichtung im Zweiten Weltkrieg konstruiert. Wegen dieser Verknüpfung des deutschen Selbstbildes mit den Juden ist das Gedächtnistheater ein besonders geeigneter Ansatzpunkt für die Kritik am Integrationsdenken.

Beim Verfassen des Buches fühlte ich mich manchmal wie jene ältere Frau, die 2017 bei den polnischen Protesten für das Recht auf Abtreibung ein Poster in die Kamera hielt, auf dem stand: »I can't believe I still have to protest this fucking shit«. 30 Jahre nach dem Ende der Blockkonfrontation, die Deutschland in zwei ungleiche Hälften teilte, stehen sich wieder zwei Seiten gegenüber. Statt antifaschistischer Sozialismus gegen freiheitlich westlichen Kapitalismus heißt es nun reale gesellschaftliche Vielfalt gegen konservative Revolution. Das völkisch-nationalistische Denken ist zurück im politischen Mainstream. Ich glaube, ich spinne. Oder verzweifle. Und da merken Sie so ein bisschen, geschätzte Leser*innen, wie ich funktioniere: Lamentieren und Schreiben sind zwei Seiten meines Autordaseins.

Dies ist das Buch von einem, der auszog, kein Jude zu werden. Sondern ein Politikwissenschaftler, ein Schriftsteller und Intellektueller. Und von einem, der schließlich auch Jude wurde. Der am Zentrum für Antisemitismusforschung pro-

movierte. Der Allianzen schmiedete, um der ihm zugewiesenen Rolle als Jügendichter etwas entgegenzusetzen. Der dann mit anderen 2016 den Desintegrationskongress und 2017 die Radikalen Jüdischen Kulturtage am Berliner Maxim Gorki Theater organisierte und über Strategien nachdachte, mit den Rollenerwartungen einer deutschen Öffentlichkeit umzugehen. Bitte finden Sie sich bei alldem damit ab, dass Sie nicht allzu viel von mir erfahren werden. Das mache ich nicht, um Sie zu ärgern, sondern weil das biographische Geständnis das Kapital der Minderheiten ist. Es ist der Treibstoff »migrantischer«, »jüdischer«, »queerer« oder »feministischer« Kunst, deren Inhalte von einer gierigen Öffentlichkeit erst angezapft, dann raffiniert und schließlich konsumiert werden.

Dieses Buch aber ist kein Ölfeld. Es steht für Repräsentationsfracking nicht zur Verfügung. Es ist stattdessen ein Beitrag zu einer der wichtigsten gesellschaftlichen Debatten der kommenden Jahre – und macht handfeste Vorschläge, wie man sich in ihr positionieren kann. Faustregeln sozusagen.

GEDÄCHTNISTHEATER. DIE INSZENIERTE ERINNERUNG

Ende letzten Sommers veranstaltete ich mit Freund*innen einen Filmabend auf einem Flachdach im Südosten Berlins. Popcorn in der einen, Bier in der anderen Hand, saßen wir auf der Dachpappe und schauten den Film *I Am Not Your Negro*¹ über den US-amerikanischen Denker und Aktivistin James Baldwin. In den letzten Jahren habe ich Baldwin schätzen gelernt, trotz der merkwürdigen Dinge, die er über Juden gesagt hat. Mich beeindruckt, wie es ihm gelingt, in größter Ruhe Sachverhalte auf den Punkt zu bringen, deren Konsequenzen einem dann unerwartet den Nacken klatschen. Zum Beispiel folgendes Zitat: »Geschichte ist nicht die Vergangenheit. Sie ist die Gegenwart. Wir tragen unsere Geschichte mit uns. Wir sind unsere Geschichte.«²

Mir fällt eine deutsche Entsprechung dieser Passage ein, nämlich der Eröffnungssatz des Buches *Kindheitsmuster* von Christa Wolf: »Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.«³ Beide Autor*innen unterstreichen die zentrale Rolle, die Geschichte für uns spielt. Beide behaupten, dass die Vergangenheit auch dann in der Gegenwart fortwirkt, wenn wir das nicht wahrhaben wollen. Und beide warnen vor den Konsequenzen, die eine Verweigerung dieser Einsicht für uns hat. Ich halte also fest, dachte ich, während ich eine neue Flasche Bier öffnete, dass ich mich in meinem Buch zuerst mit der deutsch-jüdischen Geschichte befassen werde. Dann stieß ich mit den anderen an. Als ich am nächsten Mittag mit dem zweiten Liter Kaffee vor meinem Laptop saß, fingen

die Probleme natürlich erst so richtig an. Denn die Erinnerung, nun ja, die Erinnerung ist die Achillesferse Nachkriegsdeutschlands.

Zum 40. Jahrestag des Kriegsendes in Europa hielt Bundespräsident Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985 im Bundestag eine Rede, die als zentrales Dokument einer neuen deutschen Perspektive auf den Zweiten Weltkrieg gilt. Und tatsächlich muss man der Rede zugutehalten, dass sie auf einer Auseinandersetzung der deutschen Gesellschaft und der deutschen Politik mit dem Nationalsozialismus besteht. Das war neu damals. Zugleich aber beeindruckte der Bundespräsident die anwesenden Parlamentarier mit der Behauptung, der 8. Mai sei für die Deutschen ein Tag gewesen, an dem man »von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft«⁴ befreit worden sei. Diese Aussage ist so offensichtlich unwahr, dass ich mich immer wieder frage, was Weizsäcker motivierte, so etwas zu sagen. Denn die Mehrheit der Deutschen wurde am 8. Mai 1945 natürlich nicht befreit. Sie wurde endgültig besiegt, nachdem sie bis zum bitteren Ende und weit darüber hinaus die Nazi-herrschaft unterstützt hatte. Der Nationalsozialismus ist nun einmal eine echte Volksbewegung gewesen.

Als Rechtswissenschaftler und Historiker wusste Weizsäcker, was er da sagte, und offensichtlich ging es ihm nicht um die Beschreibung der historischen Fakten, sondern um eine neue Form von Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen. Das machte er im weiteren Verlauf seiner Rede deutlich. Nach der Aufzählung einer Reihe von Opfergruppen nationalsozialistischer Verbrechen kam er da nämlich auch auf die Juden zu sprechen. Und ihnen hatte er in seiner Rede die Rolle einer Modellgruppe nationalsozialistischer

Verbrechen mit ganz besonderer Funktion zugeordnet. Passend zitierte er nicht etwa aus der christlichen Überlieferung, sondern kurioserweise einen Ausspruch des chassidischen Legendenrabbis Baal Schem Tov: »Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.«⁵

Das war eine ziemlich fette Rübe, die Weizsäcker den Abgeordneten da vor die Nase hielt: *Erinnert ihr Deutschen euch an die Judenvernichtung, und ihr werdet nicht nur Vergebung finden, sondern Erlösung. Diente der Verweis auf den Baal Schem Tov dabei als eine Art Koscher-Stempel, der lebende oder tote Juden und Jüdinnen als Kronzeugen für die Forderung nach Erinnerung bemühte? Die Antwort hängt davon ab, wie es in der Rede weiterging. Und da argumentierte Weizsäcker, dass man den Juden gegenüber eine besondere Verpflichtung habe, denn:*

Die Erinnerung ist die Erfahrung vom Wirken Gottes in der Geschichte. Sie ist die Quelle des Glaubens an die Erlösung. Diese Erfahrung schafft Hoffnung, sie schafft Glauben an Erlösung, an Wiedervereinigung des Getrennten, an Versöhnung. Wer sie vergißt, verliert den Glauben.⁶

Wir reden hier immer noch über das Ereignis, das die einen als Brandopfer, griechisch *Holocaust*, bezeichnen und das Juden und Jüdinnen *Shoah* nennen, was Katastrophe heißt. Richtig? Nun weiß ich nicht genau, wie es anderen geht, aber für mich ist die Shoah beileibe kein gutes Beispiel für die »Erfahrung vom Wirken Gottes« – und auch keine »Quelle des Glaubens an die Erlösung«, eher umgekehrt: Die Shoah ist der

Punkt, an dem für mich der Glaube an Gott fragwürdig wird. Aber darum ging es Weizsäcker gar nicht, er wollte auf etwas anderes hinaus. So fuhr er fort:

Würden wir unsererseits vergessen wollen, was geschehen ist, anstatt uns zu erinnern, dann wäre dies nicht nur unmenschlich. Sondern wir würden damit dem Glauben der überlebenden Juden zu nahe treten, und wir würden den Ansatz zur Versöhnung zerstören.⁷

Aha, so ist das also. Die deutsche Erinnerungskultur ist ein Akt der Demut, dazu angetan, dem *Glauben der Juden* nicht zu nahe zu treten. Die Judenvernichtung ist also eine Glaubensfrage? – Ich dachte immer, sie wäre etablierter Fakt. Nur gut, dass das Geheimnis der jüdischen Erlösung zufällig ebenfalls Erinnerung heißt, da können die Deutschen gleich zwei Dinge in einem Abwasch erledigen: Vergebung und Erlösung. Als hätte Weizsäcker den anwesenden Parlamentariern noch einmal erklären müssen, warum die Erinnerung an den Nationalsozialismus eigentlich wichtig ist, unterstrich er in seiner Rede, dass man sich den Juden zuliebe erinnern solle.

Das Ganze erinnert mich an folgenden jüdischen Witz: Was ist Chuzpe? Chuzpe ist, wenn jemand seinen Vater und seine Mutter umbringt und dann vor Gericht um mildernde Umstände bittet, weil er so ein armes Waisenkind ist.

Den Verweis auf die »jüdische Tradition« als Argument für ein deutsches Erinnerungsgebot finde ich deplatziert. Weizsäcker ging es nämlich gar nicht um die Juden. Stattdessen wollte er Deutschland ein neues Selbstbild verkaufen, das die Erinnerung an den verlorenen Krieg positiv konnotierte. Darum beschrieb er den 8. Mai 1945 als Befreiung und nicht als

die krachende Niederlage, als die ihn die meisten Deutschen erlebt haben. Das erklärt auch, warum er eine jüdische Tradition herbeizitierte, womit die Erinnerung der Täter*innen-gemeinschaft an den Holocaust schon fast ein bisschen sexy wirkte: Befreiung durch die Alliierten und Erlösung durch die jüdischen Opfer, das ist doch besser als die eine Hand am Gashahn und Nazis bis zum Schluss. Mit seiner Rede wollte Weizsäcker der deutschen Gesellschaft die Erinnerung an ihre eigenen Verbrechen schmackhaft machen. Und die Deutschen bissen an. Und zwar so genüsslich, dass das wiedervereinigte Land sich wenige Jahrzehnte später mit vor Stolz geschwellter Brust als Erinnerungsweltmeister inszenierte.

Weizsäckers Rede ist ein Meilenstein der deutschen Entdeckung der vernichteten Juden für das eigene Selbstbild. Diese Entdeckung der Vergangenheitsbewältigung hatte gravierende Folgen für die lebenden Juden und Jüdinnen in Deutschland, die sich fortan im Zentrum einer deutschen Selbstinszenierung wiederfanden. Der jüdische Soziologe Y. Michal Bodemann widmete dieser Inszenierung 1996 die bereits erwähnte Untersuchung *Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung*⁸, wobei er zentrale Gedanken bereits 1991 in einem Aufsatz für die Zeitschrift *Babylon* vorweggenommen hatte⁹. In dem Aufsatz beschrieb Bodemann, wie sich in den Achzigerjahren in der westdeutschen Gedenkkultur eine Form der Erinnerung durchgesetzt habe, in deren Folge »Auschwitz und die Kristallnacht zum gemeinsam durchlittenen, romantisiert vertallnachten Horror [geworden seien]: von Juden und guten Deutschen gegen die bösen gesellschaftlichen Mächte«.¹⁰ Aber bereits Ende der Siebzigerjahre hatte der deutsche Staat

zunehmend jüdische Gedenkfunktionen unterstützt. Für Bodemann ein entscheidender Schritt für die Entstehung des deutschen Gedächtnistheaters:

Eben an dem Punkt, an dem das Gedenken in nationale Gedenkfeiern umgemünzt wird, werden Juden gebraucht – die toten Juden und die lebendigen Körper von Juden.¹¹

Das deutsche Gedächtnistheater setzt sich Bodemann zufolge aus drei Elementen zusammen: Es inszeniert das Gedenken »als kreativen und dramatischen Akt, der einem Stück im Theater gleicht«¹², in dem deutsche Täter*innen und ihre Nachkommen auf die guten jüdischen Opfer treffen und ihre Läuterung darstellen. Das Gedächtnistheater ist ein Ausdruck von Trauer, »typischerweise über einen solidaritätsstiftenden Akt bluttätiger Gewalt«¹³ was hier natürlich der Holocaust beziehungsweise die Shoah ist. Schließlich erfüllt das Gedächtnistheater die Funktion »kollektive[r] Identitätsstiftung«¹⁴ nämlich die Konstruktion eines neuen Selbstbildes als befreite und geläuterte Deutsche.

Im Gedächtnistheater sind Juden zwar wichtig, aber wie beim Schauspiel auch geht es nicht um die Personen, sondern um die Rollen, die sie spielen – um ihre symbolische Bedeutung als Vertreter*innen der Vernichteten. Das ist nur folgerichtig, denn die Funktion des Gedächtnistheaters ist nicht, jüdische Pluralität abzubilden, sondern das Versprechen auf Versöhnung für die deutsche Gesellschaft einzulösen. Da die Konstruktion des deutschen Selbstbildes seit den Achtzigerjahren wesentlich auch durch eine spezifische, immer wieder lautstark vorgetragene Erinnerungspolitik ge-

prägt ist, stabilisiert die den Juden zugeschriebene Rolle, die *Judenrolle*, dieses Selbstbild.

Ein gutes Beispiel für diese Selbstbezüglichkeit des Gedächtnistheaters war vor wenigen Jahren die Diskussion um den vom Bundestag einberufenen unabhängigen »Expertenkreis Antisemitismus«. Als die Expert*innen sich Ende Februar 2015 in neuer Zusammensetzung trafen, stellten einige Beobachter*innen überrascht fest, dass unter den sechs Wissenschaftler*innen und zwei Vertreter*innen zivilgesellschaftlicher Organisationen kein einziger Jude und keine einzige Jüdin war. Auf Nachfrage erklärte eine Sprecherin des Bundesinnenministeriums, man habe den Kreis nun einmal nicht nach Religionszugehörigkeit, sondern nach fachwissenschaftlicher Expertise besetzt.¹⁵ Ach so, man hatte also keine jüdischen Expert*innen für Antisemitismus finden können. Lassen Sie mich den Argumentationsgang einmal spekulativ zusammenfassen: Das Innenministerium möchte den Expertenkreis Antisemitismus gern mit Experten besetzen. Expertentum bedeutet, dass man unparteiisch urteilen kann. Dass daraufhin alle geladenen Expert*innen Nichtjuden sind, legt den Schluss nahe, dass Juden und Jüdinnen beim Thema Antisemitismus nicht unparteiisch sein können. Angehörige einer Gesellschaft, die vor weniger als einem Menschenleben der Absonderung und Vernichtung ihrer eigenen Staatsbürger zustimmte, haben laut Innenministerium also einen klaren Vorteil vor denjenigen, die damals mit Haut und Haar verarbeitet wurden. Oder anders gesagt: Man will die Juden nur, wenn sie einem auch nützen.

Das Gedächtnistheater macht natürlich mehr Spaß, wenn »jüdische Dramen und jüdische Schauspieler«¹⁶ mitmachen, denn das verleiht der ganzen Veranstaltung etwas mehr Gla-

mour. Die Inszenierung des Gedächtnistheaters kann aber auch auf die lebenden Juden und Jüdinnen verzichten, erst recht, wenn diese unangenehm auffallen. Zerstörte Synagogen lassen sich ja auch ohne Juden aufbauen, jüdische Museen mit deutschen Leiter*innen ausstatten, und bei gemeinsamen Feierstunden kann man sich auch dann auf die Schültern klopfen und Prosecco trinken, wenn keine Juden oder Jüdinnen dabei sind: betroffen und besoffen.

Historisch gesehen stellt die Einbindung der jüdischen Bevölkerung einen bemerkenswerten Umschwung dar. Denn im christlichen wie auch im linken, rechten und liberalen Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts hatten die Juden noch die Rollen der bösen bis ekelerregenden Jesusmörder, Großkapitalisten oder Kommunisten zu spielen. Im postnationalsozialistischen Deutschland hingegen wurde ihnen ab den späten Siebzigerjahren eine völlig neue Rolle zugewiesen, mit der sie zu einem essentiellen Bestandteil der deutschen Selbstinszenierung aufstiegen. Als reine und gute Opfer helfen Juden und Jüdinnen nun dabei, das Bild von den guten, geläuterten, normalen Deutschen zu stabilisieren. Wenn ich auf den folgenden Seiten den Begriff »jüdische Position« jenem der »jüdischen Identität« vorziehe, dann weil ich davon ausgehe, dass Juden und Jüdinnen als »Juden für Deutsche« vor allem eine Funktion erfüllen, die mit dem jüdischen Anteil ihrer Identität nicht übereinstimmen muss – zumindest hoffe ich das.

Und damit zurück auf das warme Flachdach im Südstaten Berlins und zum Film über James Baldwin, der vor allem die USA der Fünfziger- und Sechzigerjahre thematisiert. Baldwin setzte sich damals mit der rassistischen weißen Gesellschaft seiner Zeit auseinander. Dabei traf er auf so unterschiedliche

Charaktere wie Martin Luther King und Malcolm X. Baldwin beschreibt, wie sich beide, obwohl sie konträre Ansichten vertraten, in einer nahezu identischen öffentlichen Position wiederfanden. Denn aus der dominanten weißen Perspektive traten die gewaltigen Differenzen zwischen King und Malcolm X hinter ihrer Position als Schwarze zurück. Für den Mainstream waren sie schlicht Repräsentant*innen des Civil Rights Movement, so wie Juden und Jüdinnen heute automatisch Teil einer »jüdischen Gemeinschaft in Deutschland« sind, vollkommen unabhängig davon, mit wem die jeweilige Person eigentlich zu tun hat und welche politische oder religiöse Haltung sie vertritt. In beiden Fällen ist die *differenzierte Sichtbarkeit* der Minderheiten durch die externe Rollenerwartung stark eingeschränkt.

Ich bin überzeugt, dass man das deutsch-jüdische Verhältnis nicht angemessen verstehen kann, wenn man einfach nur untersucht, was Juden und Jüdinnen tun und wo sie sich zusammenfinden, auch wenn man sie direkt befragt. Denn diese Befragung landet ganz und gar nicht zufällig bei der immer gleichen Themenfolge Antisemitismus, Shoah und Israel. Sobald eine jüdische Person auf eine Frage nach einem dieser Themen antwortet, befindet sie sich schon mitten auf der Bühne des Gedächtnistheaters. Das funktioniert in etwa so, wie der französische Philosoph Louis Althusser einmal den Ruf eines Polizisten nach einem Passanten beschrieben hat. Der Polizist ruft: »He, Sie da!« – und sobald sich der Passant umdreht, ist er zum Subjekt der Staatsmacht geworden.¹⁷ Die analoge Unterwerfung unter den Ruf des Gedächtnistheaters ist ein nahezu unvermeidlicher Prozess, will man jüdischerseits das Reden über Antisemitismus, Shoah und Israel nicht gänzlich einstellen. Darum handelt dieses Buch

auch nicht vom Ausweg aus dem Gedächtnistheater, sondern vom Spielraum, den Juden und Jüdinnen erlangen können, wenn sie sich der grundlegenden Dynamik bewusst werden.

Michal Bodemanns Arbeit zum Gedächtnistheater liefert auch 20 Jahre nach Veröffentlichung Einsichten in die Funktionsweise der deutschen Gegenwart. Nach wie vor bewegen sich Juden und Jüdinnen in einem Koordinatenfeld, das vom Begehren einer deutschen Position bestimmt wird. Dieses Begehren beschränkt die Repräsentation des Jüdischen auf Erfahrungen mit Antisemitismus, die Haltung zu Israel und den möglichen familiären oder künstlerischen Bezug zur Shoah. Ein bisschen Religion und ein bisschen (erfolgreich bewältigte) Migrationsgeschichte geben etwas Würze, erlauben es aber nicht, den gesetzten Rahmen zu verlassen. Das ist nicht immer so gewesen. Vielmehr hat sich das Verhältnis des neuen deutschen Selbstbildes zu den *toten* Juden seit den späten Siebzigerjahren immer mehr intensiviert. Die Judenvernichtung wurde dabei zunehmend zu einer Chiffre für all das, wovon man sich abgrenzen möchte. Deutsche wissen heute über Juden vor allem das eine: dass man sie umgebracht hat.

Diese symbolische Aufladung des Bildes von den Juden wird besonders deutlich in ihrer notorischen Einbindung in gesamtgesellschaftliche politische Konfliktlinien, die erst einmal wenig mit den Juden und Jüdinnen zu tun haben. Derzeit lässt sich das eindrucksvoll an den Mode-Redewendungen »jüdisch-christliche Kultur« oder »jüdisch-christliches Abendland« zeigen. Konservative Politiktreibende verwenden diese zwei Adjektive, um ihr Verständnis von deutscher Tradition und Kultur vom Islam abzugrenzen. Einfach so. Die Behauptung einer jüdisch-christlichen Kultur ist natürlich

maximal verlogen, denn sie verdreht die historischen Tatsachen bis zur Unkenntlichkeit. Sollte es jemals eine jüdisch-christliche Kultur in Deutschland gegeben haben, dann ist das eine Kultur der Aneignung jüdischer Traditionen und Schriften durch eine christliche Mehrheit, die sich einen Dreckschmutz um die kulturellen Beiträge und existentiellen Bedürfnisse der Juden und Jüdinnen in ihrer Mitte scherte und diese in guter Regelmäßigkeit verbannte, enteignete oder umbrachte. Eine solche muslimisch-christliche Tradition wünscht man keinem Muslim und keiner Muslima.

Das konservative Sprechen von der jüdisch-christlichen Kultur ist Teil des Versuchs, den Islam aus der deutschen Gesellschaft auszuschließen - und das Judentum bis auf weiteres nicht. Selbst wenn das die jüdische Bevölkerung vielleicht kurzfristig vor Diskriminierung bewahrt, möchte ich davor warnen, dieses Divide-et-impere-Spiel mitzuspielen. Gegen die Versuchung einer Kooperation mit den Mächtigen hilft Geschichte: Wenn es an die Ausgrenzung von Minderheiten ging, waren die Juden und Jüdinnen stets schneller auf Seiten der Diskriminierten, als sie es wahrhaben wollten. Und tatsächlich fanden sich muslimische und jüdische Gemeinden auch in den vergangenen Jahren etwa bei der sogenannten »Bescheidungsdebatte« oder Diskussionen um rituelle Schlichtungen im selben Druckkochtopf populistischer Politik wieder. Oder erinnern Sie sich an die Forderung einer Achtung, *Schweinefleischpflicht* in Kindergärten in Norddeutschland? Anfang 2016 berichteten einige Zeitungen, Kindergärten in Schleswig-Holstein würden überlegen, keinerlei Schweinefleisch mehr anzubieten, damit auch muslimische (und jüdische) Kinder mitessen könnten. Die CDU-Regierung reagierte mit einer Kampagne: Deutsche Kinder essen ihr

Schwein, wo, wie und wie viel sie wollen! Die Schweine tun mir leid. Und die Kinder.

Angesichts solcher speißbürgerlicher Zündeleyen habe ich große Lust, der Behauptung einer jüdisch-christlichen Tradition eine *jüdisch-muslimische Leitkultur* entgegenzusetzen. Wäre doch schön, würde so etwas wie die muslimisch-jüdische Zusammenarbeit auch jenseits akuter gemeinsamer Bedrohung die Regel. Natürlich gibt es einen heftigen Antisemitismus unter Muslim*innen und eine galoppierende Islamophobie in den jüdischen Gemeinden. Aber wir haben gemeinsam Falafel und Humus erfunden. Das könnte doch eine Basis sein.

Zurück zu den Deutschen und ihren Juden. Die Juden und Jüdinnen in Deutschland sind dazu da, die Nachkommen der Täter*innen bei der Konstruktion ihrer Identität zu unterstützen. Ich erlebe das regelmäßig. Man sitzt nach einer Lesung in der Kneipe und isst einen Handkäse oder trinkt noch ein Bier, da lehnt sich die Moderatorin oder ein Kollege nach vorn und will sich über den einen oder anderen Text unterhalten. Manchmal erwischt mich das auf dem falschen Fuß, und ich denke, schön, dem oder der geht es wirklich um den Austausch von Gedanken. Aber spätestens, wenn die Person mir von ihrem SS-Opa erzählt, verstehe ich, dass die Gegenseite gerade ihren Lieblingskanal bei *Jewporn* eingeschaltet hat. Nach jedem dieser Kneipengespräche fühle ich mich so leer, als hätte nur mein Gegenüber Spaß gehabt, während ich den Impuls unterdrücke, ihm oder ihr hinterherzurufen: Mach es dir beim nächsten Mal doch alleine.

In solchen Situationen zeigt sich das Ungleichgewicht des Verhältnisses zwischen Juden, Jüdinnen und Deutschen in aller Deutlichkeit: Übernehme ich die Rollenerwartung, bin

ich ein *Jude für Deutsche*. Der Jude für Deutsche, man könnte ihn mit *JfD* abkürzen, erzählt den Deutschen gern und viel von seiner Erfahrung mit Antisemitismus, gibt sich entrüstet, dass so etwas heute noch in Deutschland passieren kann, und postet bedrückende Videos auf Facebook. Seine Familie hat eine Shoahgeschichte – und wenn nicht, dann kann er glaubhaft versichern, dass er auch nach Auschwitz gekommen wäre. Die Rede von der jüdisch-christlichen Tradition schmeichelt ihm, die deutsche Fußballnationalmannschaft findet er super, und natürlich zündet er zu Chanukkah freudig mit seinen Freund*innen, den guten Deutschen, die Menora am Brandenburger Tor an.

Selbstredend lässt das Gedächtnistheater auch einen gewissen Spielraum zu: Vielleicht ruft ein Jude zur Verteidigung Israels auf oder fordert eine Jüdin dessen Zerstörung. Vielleicht gibt eine dritte sich versöhnlich, und ein vierter pöbelt sich durch die Feuilletons (es wird Sie an diesem Punkt nur noch wenig überraschen, dass Letzteres mir im Zweifelsfall noch am liebsten ist). Vielleicht geht eine fünfte zu einer der berüchtigten Meschugge-Partys und schleppt eine Deutsche ab, die heute zum ersten Mal da ist und wirklich beeindruckt von dieser Lebenslust und all den schönen Menschen. Was immer Juden oder Jüdinnen tun – wichtig ist allein, dass sie danach bereitwillig Auskunft geben, dass sie es eben irgendwie *für die Deutschen* tun. Und ich gebe gern zu, auch ich habe bei diesem Spiel mitgespielt. Auch ich habe jüdische Witze erzählt, wenn ich keine Lust auf Smalltalk hatte, und meine Gegenüber spüren lassen, wer hier die Vernichteten auf den Schultern trägt.

Das alles ist natürlich bereits vielfach gedacht und beschrieben worden: die Übernahme vergangener Opferschaft

von Alain Finkielkraut¹⁸, die Inszenierung der Juden im deutschen Gedächtnistheater von Michal Bodemann, die zunehmende Identifikation der Deutschen mit der Opferperspektive von Ulrike Jureit und Christian Schneider¹⁹, die Selbstmächtigkeit jüdischer Figuren in den Büchern und Kolumnen Maxim Billers²⁰. Diese und viele weitere Arbeiten dienen mir als Ausgangspunkte, von denen aus ich die Situation einer Generation junger Juden und Jüdinnen in Deutschland zu erfassen versuche.

Die zweite jüdische Generation nach der Vernichtung, also die Generation meines Vaters, beschrieb ihre eigenen Bemühungen um einen Neuanfang als Suche in einem Vakuum, einer Leere, einer großen Abwesenheit. Man versuchte, mit einem Ausdruck der jüdischen Buchhändlerin und Publizistin Rachel Salamander, die eigenen Wurzeln im Nichts zu schlagen²¹. Daran hat sich in den vergangenen Jahrzehnten einiges geändert. Ich etwa bin Teil der ersten Kohorte jüdischer Menschen in Deutschland, die vom Kindergarten über die Schule bis zur Promotion von jüdischen Institutionen begleitet wurde. Die große Abwesenheit, von der Rachel Salamander sprach, ist zwar noch deutlich zu spüren, aber auf der anderen Seite steht kein Vakuum mehr, sondern eine neue jüdische Vielfalt, die sich auch in neuen jüdischen Institutionen manifestiert hat. Diese Entwicklung wurde vor allem möglich, weil Anfang der Neunzigerjahre zahlreiche Juden und Jüdinnen nach Deutschland migrierten. Juden und Jüdinnen sind heute zur überwiegenden Mehrheit ein Teil jener Bevölkerung Deutschlands mit Migrationsgeschichte.

In einer zunehmend vielfältigen Gesellschaft müssen Juden und Jüdinnen nicht auf ihre Rolle für das Gedächtnistheater, Deutsche nicht auf ihr Bedürfnis nach Abgrenzung

vom Nationalsozialismus festgelegt bleiben. Ich bin überzeugt, dass es Wege raus gibt aus der historischen Schleife. Aber diese Auswege, darauf weist James Baldwin hin, haben zur Voraussetzung, dass wir uns einzeln wie gemeinsam die Frage stellen, wie sich Geschichte eigentlich eingeschrieben hat in unser Denken, in die Art und Weise, wie wir über Deutschland und Judentum, deutsche Kultur und Vielfalt, Zugehörigkeit und Integration diskutieren. Es scheint, dass wir in dieser Hinsicht derzeit eher Rückschläge erleben. Mit unüberhörbaren historischen Anleihen ist die AfD wieder an nationale und völkische Traditionslinien herangerückt – und auf ihren Fersen folgen die großen Parteien. Viele mögen gehofft haben, dass die deutsche Geschichte nicht mehr zurückkehren, dass sich die Dinge endlich normalisieren würden in diesem Land. Was in den letzten paar Jahren stattdessen sichtbar wurde, ist eine bedrückende Nähe zu Vorstellungen, die den Nationalsozialismus vorbereitet und begleitet haben.

LITERATUR

DESINTEGRIERT EUCHI

- 1 Y. Michal Bodemann, *Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung*. Hamburg 1996
- 2 Eike Geisel, *Die Wiedergutverdung der Deutschen: Essays und Polemiken*. Berlin 2015
- 3 »Mitglieder jüdischer Gemeinden in Deutschland 1955-2016«, <https://fowid.de/meldung/mitglieder-juedischer-gemeinden-deutschland-1955-2016> (letzter Zugriff 21.4.2018)
- 4 Thor von Waldstein, *Metapolitik*. Schnellroda 2015
- 5 Rolf Peter Sieferte, *Finis Germania*. Schnellroda 2017
- 6 Martin Lichtmesz und Caroline Sommerfeld, *Mit Linken leben*. Schnellroda 2017
- 7 Ebd., S. 21
- 8 Ebd., S. 194

GEDÄCHTNISTHEATER. DIE INSZENIERTE ERINNERUNG

- 1 *I Am Not Your Negro*, 2016 (Raoul Peck)
- 2 Arica L. Coleman, »James Baldwin Documentary I Am Not Your Negro Is the Product of a Specific Moment in History«, in: *time.com*, 24.2.2017, meine Übersetzung, <http://time.com/4680673/james-baldwin-documentary-history/> (letzter Zugriff 21.4.2018)
- 3 Christa Wolf, *Kindheitsmuster*. Berlin und Weimar 1976, S. 9
- 4 Richard von Weizsäcker, »Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa«, Bonn, 8.5.1985, http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1985/05/19850508_Rede.html (letzter Zugriff 21.4.2018)
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Bodemann, *Gedächtnistheater*
- 9 Y. Michal Bodemann, »Die Endzeit der Märtyrer-Gründer. An einer Epochenwende jüdischer Existenz in Deutschland«, in: *Babylon*, Heft 8 (1991)

- 10 Ebd., S. 14
- 11 Bodemann, *Gedächtnistheater*, S. 118
- 12 Ebd., S. 183
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 »Expertenkreis ohne Juden. Heftige Kritik an der Zusammensetzung der Antisemitismus-Kommission des Innenministeriums«, in: *Jüdische Allgemeine*, 10.2.2015, <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/21497> (letzter Zugriff 21.4.2018)
- 16 Bodemann, *Gedächtnistheater*, S. 99
- 17 Louis Althusser, »Ideologie & ideologische Staatsapparate«, in: ders., *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*, Hamburg 1977, S. 108-153
- 18 Alain Finkielkraut, *Der eingebildecite Jude*, Frankfurt am Main 1984
- 19 Ulrike Jureit und Christian Schneider, *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*. Bonn 2010
- 20 Maxim Biller, »Wenn ich einmal reich und tot bin«, in: ders., *Wenn ich einmal reich und tot bin*, Köln 1990, oder: ders., *100 Zeilen. Hass: Erstmals komplett*, Hamburg 2017
- 21 Rachel Salamander, »Man kann nicht Wurzeln im Nichts schlagen«. Rede zur Verleihung des Kulturellen Ehrenpreises der Stadt München, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.1.1999

NORMALITÄT RELOADED. SCHLAAAAAAD

- 1 Henryk M. Broder, »So schafft man den Antisemitismus juristisch ab«, in: *welt.de*, 15.10.2014, <https://www.welt.de/kultur/article133303492/So-schafft-man-den-Antisemitismus-juristisch-ab.html> (letzter Zugriff 21.4.2018)
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.
- 4 Matthias Kamann, »AfD ist einer der wenigen Garanten jüdischen Lebens«, in: *welt.de*, 6.4.2017, <https://www.welt.de/politik/deutschland/article163446354/AfD-ist-einer-der-wenigen-Garanten-juedischen-Lebens.html> (letzter Zugriff 21.4.2018); oder »AfD: Politischer Islam ist größte Bedrohung für Demokratie«, in: *Neue Osnabrücker Zeitung*, 19.4.2016, <https://www.presseportal.de/pm/58964/3304772> (letzter Zugriff 21.4.2018)